

Minimalismus alltagskulturell

Konsumverzicht als komplexe Tauschpraxis

Timo Heimerdinger (Kulturanthropologie)

Minimalismus ist ein *fuzzy concept* – vielgestaltig und im positivsten Sinne unscharf.

In kunst-, architektur-, musik- oder designhistorischer Hinsicht lassen sich – bei allem Differenzierungsbedarf um Begriff, Form und Anliegen – relativ eindeutig Vertreter:innen, Werke bzw. Objekte benennen, die dem Konzept des Minimalismus zuzurechnen sind: so etwa Ludwig Mies van der Rohe für die Architektur, Steve Reich für die Musik, Donald Judd für die bildende Kunst oder Dieter Rams für das Industriedesign, um nur einige cursorisch herausgegriffene Vertreter zu nennen. In alltagskultureller Hinsicht jedoch erweist sich die Vergegenständlichung eines minimalistischen Programms als weitaus schwieriger. Zwar sind Begriffe wie »Einfaches Leben« oder »Minimalismus« – wie nicht zuletzt die Beiträge dieses Readers zeigen – ebenso stark kulturhistorisch grundiert wie gegenwärtig populär (vgl. den Beitrag von Derwanz in diesem Band und auch Derwanz 2015), doch verbirgt sich hinter diesen Begriffen ein breites Spektrum an philosophischen Debatten, weltanschaulichen Positionen, politischen Implikationen und nicht zuletzt auch lebensweltlichen Praktiken. Mein Beitrag argumentiert aus kulturanthropologischer Perspektive und entwickelt einen konzeptionell-begrifflichen Zugang zur alltagskulturellen Denkform Minimalismus. Dafür beschäftigt er sich zunächst mit terminologischen Fragen. In der Folge schlägt er dann auf der Grundlage eines kulturwissenschaftlich präzisierten Verzichtsbegriffs die Theoretisierung von Minimalismus als alltagskulturelle Tauschökonomie vor und erläutert diesen Zugang an einem konkreten Beispiel. Er schließt mit einigen perspektivischen Überlegungen zu künftigen Aufgaben der alltagskulturwissenschaftlichen Minimalismusforschung.

Minimalismus als Prozess

Gegenwärtig haben es einzelne Protagonist:innen wie Marie Kondō und ihr Aufräumprogramm (vgl. Fugmann 2017), Tiki Küstenmacher mit seinen *simplify*-Tipps oder Joachim Klöckner mit seiner überschaubaren weiß-gelben Habe, die zur Gänze in einem kleinen Tagesrucksack Platz findet, zu einer bemerkenswert starken medialen Präsenz und Anschaulichkeit gebracht. Gerade wenn es um einzelne, sich selbst als »Minimalist:in« bezeichnende Personen geht, werden gerne griffige, oft auf Quantifizierung zielende Headlines formuliert. Überschriften wie »Wahrer Luxus: Dieser Mann besitzt nur 50 Dinge – und fühlt sich frei und zufrieden« (Trends der Zukunft 2018) oder »Ich minimiere, also bin ich« (Schlaefli 2015) suggerieren, dass sich alltagsweltlicher Minimalismus an Zahlen, einzelnen Objekten, radikalen Prinzipien oder konkreten Besitzinventaren festmachen lasse. Doch genau das Gegenteil ist der Fall. Klöckner zum Beispiel wird in der medialen Berichterstattung prägnant gerne als »der mit den 50 Sachen« o. ä. charakterisiert. Er selbst wird jedoch nicht müde zu betonen, dass es ihm weder um diese spezielle Zahl gehe, die quantifizierende Festschreibung dessen, was Minimalismus bedeute, noch überhaupt um die Anleitung oder Propagierung eines konkreten Praxisprogrammes. Sein Anliegen sei es vielmehr, Impulse für einen reflektierten Konsum- und Lebensstil zu geben, den letztlich aber jeder Mensch für sich selbst finden müsse. Minimalismus sei für ihn mithin »kein Ziel, sondern ein Weg« (Stoll/Klöckner 2019), es gehe ihm um eine undogmatische Suchbewegung der persönlichen Prioritätensetzung und bewussten Lebensgestaltung, wie die Bloggerin Katja Marczinske ausführt und in Zitaten Klöckners veranschaulicht:

»Was sich wie ein roter Faden durch Joachims Überlegungen zieht, ist dieses Prozesshafte des Minimalismus. Improvisieren und probieren, bis er sich mit dem Ergebnis wohlfühlt: »Es ist komplex, eine Lernerfahrung und ein inneres Wachstum dabei.« Der Minimalismus sei aber kein Tool zur Reduktion, sondern »ein Instrument, sein Leben zu gestalten. Und allein dadurch werden die Dinge weniger. Dadurch, dass man bewusster lebt und Entscheidungen trifft. Das ist auch bei mir so aufgetaucht.« (Marczinske 2017).

Dieses prozessuale, un abgeschlossene und auch un abschließbare Minimalismusverständnis zeigt sich zudem auch deutlich in den vorliegenden kulturwissenschaftlich-empirischen Arbeiten. Sowohl die in Verena Strebingers Studien zu Capsule Wardrobe (Strebing 2020: 43) als auch die in Julia Su-

sann Helbig's Arbeit über »Minimalismus zwischen Downshifting und Konsumverzicht« zu Wort kommenden Akteur:innen betonen dies ausdrücklich (vgl. Helbig 2015: 9; 79–80; 96). In diesem Sinne stellt sich Minimalismus als ein persönliches Entwicklungsprojekt dar, das von dem beständigen Bemühen geleitet ist, Wichtiges von weniger Wichtigem zu unterscheiden, letzteres dann auszusortieren, ab- bzw. gar nicht erst anzuschaffen oder einzustellen. Minimalismus als alltagskulturelles Dauervorhaben bedeutet insofern Arbeit, wie auch Joachim Klöckner im Interview unterstreicht: »Ich frage Joachim, ob Minimalismus anstrengend ist. Seine Antwort: »Am Anfang ja, weil du aus der Gewohnheit rausgehst. [...] Anstrengend ist es deshalb, weil du überlegen und mitdenken musst. Du musst nachspüren.« (Marczinske 2017).

Während Klöckner, wie er rückblickend bilanziert, schon seit den 1980er-Jahren – als Konsequenz aus persönlichen Krisenerfahrungen und dem disruptiven Ereignis Tschernobyl – sein minimalistisches Projekt verfolgt (vgl. Klöckner 2018: 31–50), sind andere erst seit wenigen Jahren oder Monaten dabei. Alle betonen jedoch die Prozess- und Entwicklungskomponente, die unmittelbar mit dem minimalistischen Ansatz verbunden sei. Zudem wird deutlich, dass der thematische Fokus dieser minimalistischen – oder vielleicht besser: minimalisierenden? – Bemühungen auf sehr unterschiedlichen Bereichen liegt und sich im Verlauf der Zeit auch verschieben kann. Während manche Minimalist:innen zunächst mit ihrer Garderobe beginnen und dann etwa über Küchenutensilien, Hausrat, Möbel und Bücher bei Fragen der Mobilitäts-, Freizeit- und Beziehungsgestaltung landen, konzentrieren sich andere auf einzelne dieser Bereiche und betrachten manche – etwa das Bücherregal oder die CD-/Plattensammlung – als sakrosankt und damit als unantastbar.¹

1 Diese Beobachtung zeichnet sich auch bereits jetzt in den Interviews meines aktuellen, noch am Beginn stehenden Forschungsprojektes zu Konsumverzicht und Zeitwohlstand ab. Teilnehmende von deutschsprachigen Minimalismus-Stammtischen berichten zwar übereinstimmend von der Prozesshaftigkeit ihrer persönlichen Minimalismus-Projekte und fühlen sich in ihrem Ansatz stark miteinander verbunden, weisen jedoch größte Unterschiede in der praktischen Ausprägung auf und lehnen auch das als verkürzend und plakativ wahrgenommene Etikett »Minimalist:in« zur Selbstcharakterisierung mehrheitlich ab. Zur Veranschaulichung: In meinem Sample findet sich sowohl ein Akademikerpaar Mitte 40, das gemeinsam in einem 30 qm²-Zimmer wohnt und sich von 80 % seines Besitzes getrennt hat, als auch ein bekennender Bücher-, Platten und Taschensammler, der zwar nicht daran denkt, diese Dinge abzustoßen, dafür aber ansonsten eher sparsam und bescheiden lebt und Minimalismus

Eine alltagskulturwissenschaftliche Perspektive auf minimalistische Praktiken hat beide Aspekte zu berücksichtigen: sowohl die Prozessualität als auch die thematischen Akzentuierungen und eventuellen Verschiebungen. Darüber hinaus gilt es, die damit verbundenen Handlungs- und Bewertungsakte zu differenzieren. Es macht einen Unterschied, ob jemand seine Wohnfläche verkleinert oder gar nicht erst vergrößert, ob jemand vom Auto auf den ÖPNV umsteigt oder schon gar keine Führerscheinprüfung ablegt, ob die Reduktion der Garderobe durch bloßes Aussortieren abgetragener bzw. alter Stücke erfolgt oder ob viele vergleichsweise billige Fast-Fashion-Kleidungsstücke durch wenige sehr hochwertige ersetzt werden. All diese Aspekte werfen ein je unterschiedliches Licht auf die minimalistischen Alltagsprogramme und sind dementsprechend differenziert zu betrachten. Ein gemeinsamer definitorischer Kern lässt sich gleichwohl bestimmen, den ich wie folgt vorschlagen möchte: Im Zentrum minimalistischer Alltagspraktiken stehen Akte der intentionalen Reduktion oder Vermeidung von Besitz oder Tätigkeiten trotz ihrer prinzipiellen Verfügbarkeit in Erwartung eines subjektiven Gewinns oder Nutzens.

Begriffsarbeit: Minimalismus und Verzicht

Diese etwas formalistisch wirkende definitorische Formulierung ist wichtig, denn das hier aufgerufene semantische Feld der Unterlassung bzw. der Reduktion ist vielfältig und daher anfällig für Verwechslungen, Missverständnisse und Verschiebungen.

So ist etwa eine Differenzierung in Reduktion und Vermeidung deshalb von Belang, weil beide Akte Bestandteile eines minimalistischen Alltagsprogramms sein können, sich in ihrer subjektiv erlebten Bedeutung und Realisierung jedoch stark voneinander unterscheiden und daher auch gesondert bedacht werden müssen. Es macht zum Beispiel einen Unterschied, ob ich bereits vorhandenen Besitz abbaue (Reduktion) oder aber Besitz gar nicht erst aufbaue (Vermeidung). Ferner ist bedeutsam, ob diese Abwesenheit von Besitz oder Konsum von den Akteur:innen aktiv und intentional hergestellt wird oder eher als fremdbestimmtes Widerfahrnis bzw. schicksalhafte Gegebenheit und somit als biografisch kontingent erlebt wird. Für dieses Erleben

v. a. als geistig-ideelles Projekt der aktiven Auseinandersetzung mit seinen persönlichen Lebenszielen versteht.

schließlich ist es von herausragender Bedeutung, ob das Fehlen als schmerzlicher oder zumindest unangenehmer Mangel wahrgenommen wird (Leidenskomponente) und ob eher von statischen Zuständen oder prozesshaften Entwicklungen die Rede ist.

Sowohl in minimalistischen Selbstdarstellungen und populären Formaten wie Blogs, Podcasts oder journalistischen Texten als auch in wissenschaftlichen Abhandlungen finden sich teilweise parallel, teilweise synonym oder sogar konkurrierend zueinander verwendete Begriffe und Bezeichnungen.² Auch in anderen Kontexten, etwa in politischen Reden oder Programmen werden diese Begriffe aufgegriffen oder verhandelt, dann aber gelegentlich mit anderen Bedeutungen unterlegt. Diese mehr oder weniger subtilen Verschiebungen haben möglicherweise ihre Ursache in Ungenauigkeiten, vielleicht aber auch in Polemiken. Dabei werden Begriffe wie Verzicht, Askese, Genügsamkeit oder Bescheidenheit – so meine hier vertretene und an anderer Stelle bereits ausgeführte These (vgl. Heimerdinger 2020) – semantisch in die Nähe von ganz anders gelagerten Begriffen wie Armut, Mangel, Verlust, Opfer, Verbot oder Einbuße gerückt. Ich unternehme zunächst den Versuch einer ersten inhaltlichen Systematisierung der erwähnten Begriffe im semantischen Feld des »Weniger«, um eine klarere und möglichst trennscharfe Verwendung zu erleichtern. Bewusst ergänze ich das Feld um weitere benachbarte Begriffe und gliedere es nach den Aspekten der Prozessualität vs. Statik, der Intentionalität vs. Fremdbestimmtheit und der prinzipiellen Verfügbarkeit vs. Unverfügbarkeit.

Schon dieser grob schematisierte Überblick zeigt, wie vielfältig das semantische Feld des »Weniger« ist. Doch für den vorliegenden Kontext liegt mir daran, auf die grundlegenden Unterscheidungen zwischen Zustands- und Prozessbeschreibungen, zwischen intentional angestrebten Akten und passiv erlebten Vorgängen (»Widerfahrnisse«) und zwischen den Praktiken einerseits und den damit verbundenen Erlebnissen und Zielen andererseits hinzuweisen.

2 So ist oft von Reduktion die Rede (Marczinske 2017), gerne auch von Suffizienz (vgl. Fröhndrich 2020), Genügsamkeit (Hochstrasser 2017), Loslassen, Aufräumen oder Ausmisten (mit Bezug auf Marie Kondō bei Fugmann 2017), bisweilen auch von Verzicht (Firus 2020, Leggewie/Welzer 2011, Rosales 2020), Askese (Gronemeyer 1998, Macho 2005, Winkler 2000), Vermeidung oder Entsagung (von Weizsäcker 1978). Wenn über die Ziele oder Ergebnisse minimalistischen Handelns gesprochen wird, tauchen Begriffe wie Befreiung (Paech 2012), Entlastung (Fugmann 2017), Leichtigkeit (Klößner 2018), Unabhängigkeit, Einfachheit (Giger 2004) oder Ordnung (Fugmann 2017) auf.

Abb. 1: Begriffe und Konnotationen im Themenfeld Minimalismus

intentionale Akte	Dynamik	Motivation	Verfügbarkeit	Leidenskomponente
	<i>Unterlassung</i>	●	intentional	?
<i>Verzicht</i>				
<i>Entsagung</i>				
<i>Trennung</i>				
<i>Askese</i>	→→→	intentional	✓	+
<i>Selbstbeherrschung</i>				
<i>Reduktion</i>	→→→	intentional	✓	?
<i>Loslassen</i>	→→→	intentional	✓	–
<i>Vermeidung</i>	?	intentional	✓	?
<i>Bescheidung</i>				
<i>Bescheidenheit</i>	?	?	✓	–
<i>Suffizienz</i>				
<i>Opfer</i>				++ (aber ohne direkte Erwartung eines unmittelbaren Vorteils)
<i>Opferung</i>	→→→	intentional	✓	

Widerfahrnisse	Dynamik	Motivation	Verfügbarkeit	Leidenskomponente
	<i>Armut</i>	●	kontingent	⊖
<i>Mangel</i>				
<i>Verlust</i>	→→→	kontingent	⊖	+
<i>Einbuße</i>				
<i>Verbot</i>	→→→	fremdbestimmt	✓	+
<i>Restriktion</i>	●			
<i>Raub</i>	→→→	fremdbestimmt	✓	+

Erlebnisse und Ziele (Ziele in Klammern)				
<i>Befreiung (Freiheit)</i>	→→→	intentional	✓	–
<i>Reinigung (Saubерkeit)</i>	→→→	intentional	✓	–
<i>Entlastung (Leichtigkeit)</i>	→→→	intentional	✓	–
<i>Entwöhnung (Genügsamkeit, Unabhängigkeit)</i>	→→→	?	?	–
<i>Priorisierung (Konzentration)</i>	→→→	intentional	✓	–
<i>Ordnen (Klärung)</i>	→→→	intentional	✓	–
<i>Transformation, Umorientierung (Neuerfindung)</i>	→→→	intentional	✓	–

→→→ : prozessual | ● : statisch

(Eigene Darstellung)

Ich fasse entsprechend der oben formulierten Arbeitsdefinition minimalistische Praktiken als diejenigen intentional vollzogenen Akte auf, die sich auf prinzipiell verfügbare Güter beziehen, die mit der positiven Erwartung eines Nutzens verbunden sind. Es bleiben die folgenden Begriffe für die genauere Charakterisierung übrig:

- Unterlassung,
- Reduktion,
- Verzicht (samt den nahe daran liegenden Begriffen Selbstbeherrschung, Askese oder Entsagung),
- Loslassen,
- Vermeidung und
- Bescheidung.

Nicht in Betracht kommen hingegen die Zustände des Mangels oder der Armut ebenso wenig wie die Vorgänge des Verlusts, des Verbots, des Raubs oder des Opfers – diese Begriffe zielen auf andere Erfahrungsrealitäten.

Im Zentrum dessen, was als Minimalismus bezeichnet wird, stehen keine konkret und fest definierten oder spezifischen Praktiken (»max. 4 Hosen«, »kein Küchengerät doppelt«, »kein eigenes Auto« o. Ä.). Vielmehr handelt es sich um fortgesetzte Bearbeitungen und Transformationen der eigenen Denk- und Konsumgewohnheiten, die mit Bewusstseinsarbeit und Gewohnheitsbrüchen verbunden sind und von einer starken Zukunftsorientierung getragen werden. Denn die Reduktion von Besitz und Aufwand wird als eine Verbesserung des Lebens hin zu mehr Leichtigkeit, Einfachheit, Klarheit und Zufriedenheit konzipiert (vgl. Fugmann 2017, Klöckner 2018 u. a.). Der Modus der prozesshaften, fortgesetzten Bemühung liegt konzeptionell und semantisch sehr nah an dem, was in der antiken Welt mit dem Begriff der »Askese« verbunden war: »Übung« im Sinne einer »regelmäßigen und überlegten Praxis« (Horn 1998: 31).

Klar ist dabei, dass sich die einzelnen Akteur:innen in ganz unterschiedlichen Stadien dieses praktischen und bewusstseinsbezogenen Prozesses befinden können. Sie verfolgen das Ziel, den Aufwand an Material oder Müll in irgendeiner Form zu reduzieren. Insofern folgen sie alle einem minimalistischen Paradigma, selbst dann, wenn sie sich selbst gar nicht als Minimalist:innen bezeichnen und diesen Weg niemals so weit und konsequent beschreiten werden wie jene, die sich selbst explizit als Minimalist:innen kategorisieren. Minimalismus hat viele Bezeichnungen und Gesichter. Ihnen allen gemeinsam ist das Bestreben, mit intentionalen Akten der Reduktion eine Zukunftsperspektive zu verfolgen, »um etwas mit sich zu erreichen« (vgl. Derwanz in diesem Band). Insofern kann »Minimalismus« derzeit als Dachbegriff für eine Vielzahl an alltags- und lebenspraktischen Konkretisierungen einer allgemeinen Postwachstumsidee verstanden werden. Der thematische Schwerpunkt kann dabei auf unterschiedlichen Aspekten liegen, zum Beispiel Ökologie/Ressourcenverbrauch, Ökonomie, Zeit, Sachkultur/Besitz, soziale Beziehungen, Emotionalität oder Arbeit. All diese Praktiken verbindet, dass individuelle Ziele durch bewusste Maßnahmen der Reduktion und der Neubestimmung von Prioritätensetzungen erreicht werden sollen.

Ausgehend von dieser sehr allgemeinen Beobachtung kann uns das semantisch-begriffliche Feld, das ich in der obigen Tabelle ein wenig zu strukturieren versucht habe, helfen, die Modi und Varianten minimalistischer Anstrengung genauer zu differenzieren. Ohne hier nun dezidiert

linguistische Untersuchungen anzustrengen, erscheinen mir doch die Verben »loslassen«, »verzichten« und »vermeiden« samt den damit verbundenen Zustandsbeschreibungen der »Suffizienz«, der »Genügsamkeit«, der »Bescheidenheit« oder der »Entlastung« besonders zentral und aussagekräftig zu sein.³ Sie alle verbindet der inhaltliche Aspekt der intentionalen Reduktion oder Aussparung, der mit einer positiven Zukunftserwartung, die in diesem »Weniger« liegt, eng verbunden ist. Worauf genau sich die Reduktion und die positive Erwartung jedoch im Einzelnen bezieht, ist damit noch nicht bestimmt.

Potenziale und Risiken des Begriffs »Verzicht«

In jedem Fall jedoch scheint mir all diesen Praktiken eine weit gefasste Logik alltagskultureller Tauschhandlungen innezuwohnen – und damit schlage ich zugleich eine unten noch genauer auszuführende Theoretisierung minimalistischer Praktiken vor. Stets geht es darum, etwas loszuwerden (zum Beispiel Hausrat, Kleidung, Gegenstände, Zwänge oder Konsumgewohnheiten), um etwas anderes zu gewinnen (zum Beispiel Übersichtlichkeit, Klarheit, Leichtigkeit, Einfachheit, Platz, Zeit, ein gutes Gewissen).

Zentral erscheint mir der intentionale und zielgerichtete Gestus zu sein, der allen Formen des Minimalismus eigen ist. In diesem Sinn kann Minimalismus auch mit den Aspekten der Freiwilligkeit und der positiven Zukunftsorientierung in Verbindung gebracht werden. Zudem grenzen diese Aspekte die genannten Akte von den Begriffen des Verlusts, des Mangels oder des Verbots ab – hier fehlt entweder der Aspekt der Freiwilligkeit (Verlust, Mangel) und damit der Intentionalität (Verbot) oder der der positiven Erwartung eines wie auch immer gearteten Gewinns oder Nutzens. Dieser einseitige Aspekt des ausschließlichen Verlustes ohne positiven Zugewinn wird auch genau dann dem Verzichtskonzept unterstellt, wenn es semantisch zu sehr in die Nähe von Mangel oder Opferung gerückt wird. Denn ein Opfer ist nur in einem spezifisch religiösen Sinn mit einer – wenn auch extrem abstrakten – Nutzenerwartung verbunden (dem Erwirken der göttlichen Gnade), alltags-

3 Einen interessanten Versuch der historisch informierten inhaltlichen Abgrenzung der Begriffe Bescheidenheit, Selbstbeherrschung und »Askese als Entsagung« unternimmt von Weizsäcker (vgl. von Weizsäcker 1978: 60–68, auch Macho 2005: 52–53).

sprachlich jedoch eher mit der sinn- oder bestenfalls selbstlosen Preisgabe eines Gutes konnotiert.

Bei den ebenfalls oft genannten Begriffen des Loslassens, des Vermeidens oder des Verzichtens liegen die Akzente je etwas unterschiedlich. Während »Loslassen« eher an eine befreiende Entlastung und »Vermeidung« an Ausparung denken lässt, zielt der Akt des »Verzichts« auf die heikle Balance zwischen Freiwilligkeit und Zwang, Entbehrung und Zugewinn. Er beinhaltet im Kern den Aspekt der durchaus mit Anstrengung, innerer Arbeit oder Entbehrungsgefühlen verbundenen absichtlichen Entsagung. Einen Zugewinn gibt es also im Horizont des Verzichts nie umsonst, er muss mit Gewohnheits- oder Komforteinbußen erkaufte werden, zumindest in der Phase der Umstellung.

Ich halte den Verzichtsbegriff gerade aufgrund dieser Vielschichtigkeit für interessant und produktiv, um die komplexen Verhältnisse des lebensweltlichen Vollzugs minimalistischer Alltagspraktiken angemessen diskutierbar zu machen. Ich weiß jedoch auch um einige Probleme, die mit ihm in dieser Hinsicht verbunden sind, und die ich im Folgenden diskutiere: (a) semantische Verwechslung, (b) das Freiwilligkeitsproblem, (c) normative Aufladung bzw. Forderung an andere und (d) Ästhetisierung.

- a) Das Hauptproblem des Verzichtsbegriffs besteht meines Erachtens in einer Unschärfe- oder Verwechslungsproblematik mit benachbarten Begriffen in Bezug auf den Aspekt der Intentionalität. Im populären und auch öffentlichen Sprachgebrauch wird Verzicht häufig als ein ausgesprochen unattraktiver Begriff mit einem negativen, unangenehmen Beigeschmack wahrgenommen. Verzicht wird gerne mit Entbehrung, Verlust, Opfer, Armut und Mangel, gelegentlich auch Verbot assoziiert. Verzicht gilt in seiner inhaltlichen Ausrichtung als defizitorientiertes und freudloses Synonym für die Abwesenheit von Genuss, Spaß und Lebendigkeit. Aus diesem Grund wird er sowohl im politischen Raum (vgl. Heimerdinger 2020) als auch im Kontext von minimalistischen Alltagspraktiken oder Subsistenzidealen weithin geächtet oder gemieden. Er erscheint für ein werbendes Sprechen über Formen der postwachstumsorientierten Neukonfiguration und Transformation von Konsum- und Besitzpraktiken als völlig ungeeignet und kontraproduktiv (vgl. Linz 2004: 46). Viel eher werden dann vergleichsweise angenehmer klingende Begriffe wie Loslassen, Entlastung oder Sharing mobilisiert. Und sogar in Teilen der wissenschaftli-

chen Literatur wird »Verzichtsalarm« (Folkers/Paech 2020: 179) nicht nur diagnostiziert und analysiert, sondern selbst auch insofern reproduziert, als der Verzichtsbegriff bei der Argumentation für gemeinwohlökonomische Anliegen ausgespart bleibt und stattdessen mit positiver klingenden Formulierungen wie »Suffizienz« oder »Befreiung vom Überfluss« gearbeitet wird (vgl. z. B. Paech 2012: 126).⁴

Worin genau liegt nun aber diese negative Färbung des Verzichtsbegriffs? Ich denke, sie liegt hier letztlich im Übersehen bzw. der Unterbewertung der Intentionalitätskomponente. Verzicht ist eben etwas anderes als eine Mangel-, Armut- oder Verbotserfahrung. Diese gründen in der Unverfügbarkeit oder dem fremdbestimmten Entzug bzw. der Vorenthaltung von Gütern. Verzicht hingegen ist – wie nun schon mehrfach betont – ein Akt selbstbestimmter Reduktion. Er ist damit grundlegend anders konzipiert, nämlich als agency-starker, bewusster Akt der Abwägung verschiedener Handlungsoptionen und der intentionalen und damit freiwilligen Entscheidung.

- b) Das Freiwilligkeitsproblem: Vielleicht liegt aber gerade in diesem Aspekt das Problem, denn Verzichtshandlungen sind im alltäglichen Sprachgebrauch sowohl in einer »freiwilligen Variante« (»Ich verzichte freiwillig auf mein zweites Stück Torte und überlasse es XY.«) als auch im Zusammenspiel mit Zwangskontexten gebräuchlich (»Ich muss leider wegen meinem Diabetes auf mein zweites Stück Torte verzichten.«).⁵ Auch wenn im zweiten Fall ein dringender ärztlicher Rat, wenn auch kein streng sanktioniertes Verbot, im Hintergrund stehen mag und somit durchaus eine eigene Willensentscheidung vorliegt, so wird die Situation doch als ein »Verzichten-Müssen« und daher als Zwang artikuliert. Die Kategorie der Freiwilligkeit ist nur skaliert zu denken und bewegt sich in einem fließenden Übergang zwischen freier Selbstentfaltung am einen und nahezu notgedrungener Pflichterfüllung am anderen Ende der Skala. Es macht

4 Vgl. hierzu z. B. auch Fröhndrich (2020). Diese aus meiner Sicht auffällige Sprachregelung der Umgehung des Verzichtsbegriffs gründet vermutlich auch in systematischen strategischen Überlegungen, sahen und sehen sich zum Beispiel DIE GRÜNEN doch immer wieder als »Verbots-/Verzichtspartei« angegriffen. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Schmelzer/Vetter 2019: 216.

5 Aus diesem Grund wird in manchen Texten auch explizit darauf hingewiesen, dass mit Verzicht sowohl freiwillige als auch erzwungene Praktiken gemeint sein können (vgl. z. B. Aselmeyer/Settele 2018: 8). Eine solche Begriffsbestimmung folgt zwar einem alltagspraktischen Usus, verschenkt jedoch analytische Schärfe.

einen Unterschied, ob ich »freiwillig« kein zweites verfügbares Stück Kuchen mehr esse, weil ich bereits satt bin, ob mich ein Kind um dieses Stück bittet oder ob ich deshalb innehalte, weil mein Blutzuckerwert bedrohlich ansteigen könnte. In allen drei Fällen verzichte ich zwar, aber eben doch mit deutlich unterschiedlicher Akzentuierung. Im ersten Fall hätte ich bei Verzehr zwar Gaumenfreuden, aber einen schweren Magen, im zweiten Fall unglückliche Kinderaugen und im dritten Fall gesundheitliche Risiken zu akzeptieren. Dieses oft schwer zu fassende und subjektiv höchst unterschiedliche Kriterium der Freiwilligkeit mag ein Grund dafür sein, dass der Akt des Verzichts oft nur in einen losen Zusammenhang damit gebracht wird: Ist der Verzicht des Vegetariers auf Fleisch tatsächlich noch als »freiwillig« zu bezeichnen oder folgt er eher notwendig einem inneren Glaubenssatz und daher einer Art Dogma? Dies ist eine schwierig zu beantwortende Frage, gleichwohl ist darauf zu bestehen, dass der grundsätzliche Verzicht auf Fleisch für Vegetarier:innen durchaus in einem stärkeren Sinn freiwillig erfolgt als für Menschen mit einer Fleischunverträglichkeit oder für jene, die ein religiöses Nahrungstabu befolgen. Ein Neben aspekt dieser Freiwilligkeitsfrage mag in dem Umstand liegen, dass Verzicht in bestimmten juristischen Kontexten die Aufgabe eines grundsätzlich bestehenden rechtmäßigen Anspruchs bedeutet (vgl. § 306 ZPO). So erscheint das Freiwilligkeitsmoment sogar noch in der Weise gesteigert, dass der Verzicht juristisch keinesfalls verlangt werden könnte. Wie auch immer: Ich möchte das Konzept des Verzichts hier bei allen graduellen Differenzierungsmöglichkeiten doch im Kern als freiwilliges Handeln der bewussten Abwägung und Selbstrücknahme verstehen. In einer solchen Fassung halte ich es für brauchbar, um über Praktiken des Minimalismus mit angemessener Komplexität zu sprechen. Die ausgeführten Schwierigkeiten in seiner Anwendung, insbesondere seine negative Konnotation, führen jedoch dazu, dass der Verzichts begriff auch in Selbstthematisierungen selbst dann vermieden wird, wenn er inhaltlich tref fend wäre. Die oben angeführte Aussage Joachim Klöckners etwa, dass Minimalismus zunächst durchaus »anstrengend« sei, sich dann im weiteren Verlauf jedoch auszahle, zielt ja genau auf diese zentrale Einbuße-Zugewinn-Relation. Die möglicherweise abschreckende Wirkung scheint jedoch ein so relevanter Aspekt zu sein, dass Klöckner auf den Begriff Verzicht bewusst verzichtet.

- c) Die dritte Problematik, die mit dem Verzichts begriff verbunden ist, besteht in seiner stark wertenden Aufladung, von der er vor allem im Kon-

text sozial- und wirtschaftspolitischer Debatten kaum zu lösen ist. Ein sehr anschauliches Beispiel für eine derartige Dynamik ist die Kontroverse zwischen Carl Friedrich von Weizsäcker (1978) und Klaus Traube (1979). Von Weizsäcker hatte in seinem Essay »Gehen wir einer demokratischen Weltkultur entgegen?« die Forderung nach einer »demokratischen Askes« erhoben und damit die »ganze Gesellschaft« (von Weizsäcker 1978: 61) gemeint. Es ging ihm um einen allgemeinen Ansatz der »Selbstbeherrschung« (ebd.: 86). Klaus Traube (1979) widersprach in seiner Replik dieser Forderung. Er sah in ihr eine nur mühsam kaschierte neue Variante jener »Herrschaftsideologie« (vgl. Traube 1979: 72–82), die die Entbehnung der breiten Masse aufbürden wolle, während die politischen und wirtschaftlichen Eliten unangetastet blieben. Unabhängig von der Frage, ob Traube von Weizsäcker hier womöglich missverstanden haben mag, weil es jenen eher um ein basales mentalitätsgeschichtliches und weniger um ein wirtschaftspolitisches Argument ging, so wird hier doch ein grundlegendes Problem deutlich, das mit dem Verzichtsbegriff verbunden ist: Wird er nicht als analytisches Instrument, sondern als Forderung eingesetzt, so wirft er unmittelbar Fragen der Güterverteilung und der Gerechtigkeit auf und mündet schnell in Rhetoriken des politischen Kampfes. Der Fokus verschiebt sich unweigerlich von der Frage, wie genau worauf und mit welchen Implikationen verzichtet werden kann, zu jener, wer eigentlich wann worauf verzichten sollte oder eben nicht.

Diese hier beschriebenen moralisierenden Formulierungen der Verzichtsidee, die immer auf die anderen gerichtet ist und insbesondere auf jene, die sowieso schon zu wenig haben, findet ihre ironische Entsprechung in denjenigen Fassungen des Verzichtsbegriffs und ganz explizit auch des Minimalismus, die als verkappte Luxus- und Distinktionspraktiken gelten müssen – ich komme damit zur vierten Problematik: die Ästhetisierung.

- d) Bereits im Jahr 2000 hat der Soziologe Joachim Winkler in seinem Beitrag »Askese bei Aldi? Zur Logik von Distinktion und Askese in der Gegenwartsgesellschaft« darauf hingewiesen, dass Reduktion und Sparsamkeit außerordentlich gut als Distinktionsmarker taugen. Der Gestus der Bescheidenheit eignet sich wie jedes andere Selbstausrüstungsmerkmal für Zwecke der Profilierung: im demonstrativen Einkauf beim Discounter, im selbstgefälligen Bekenntnis, »dieses Jahr nur ein einziges Mal in den Urlaub zu fahren« oder in jeder Form ostentativ zur Schau getragenen Understatements. Diese von Winkler als »neue Bescheidenheit« (Winkler 2000: 314) identifizierte Geste ist allerdings dazu geeignet, die

grundlegenden Ideen von Minimalismus und Verzicht nicht nur vollständig zu kommodifizieren, sondern auch inhaltlich auszuhöhlen oder sogar zu pervertieren. Die Journalistin Caroline Rosales charakterisiert die pseudo-verzichtende Variante des Minimalismus:

»Sparsamkeit, das sei sein Mantra, sagt der Gastgeber, 53 Jahre, graue Schläfen, Berater, between jobs. Dieses ständige Gekaufe gehe ihm auf den Keks. Er versuche nämlich, weniger zu konsumieren, nur das Nötigste, beendet er seinen Monolog und blickt dabei ins Leere. Seine Altbauwohnung (ist Eigentum) in München-Schwabing mit den alten Holzdielen wirkt durch ihre wenigen Möbelstücke karg. [...]: ›Ich bin da Minimalist.« (Rosales 2020)

In dieser Karikatur des nur notdürftig kaschierten Luxuskonsums, der in allen Formen des kapitalintensiven sachkulturellen Upgradings, wie es etwa in der Schlichtheitsästhetik des Manufactum-Kataloges (Bönisch-Brednich 2002) oder mancher Instagram-Story seinen Ausdruck findet, kehrt der alte Konsumismus in neuer, manchmal sogar moralisierender Form wieder. Hierin liegt nicht nur eine gewisse Arroganz mit Provokationspotenzial, sondern auch eine inhaltliche Diskreditierung dessen, was Praktiken der Reduktion eigentlich bedeuten, nämlich die tatsächlich erlebte Einschränkung in einer bestimmten Hinsicht, um einer Verbesserung oder Erweiterung in einer anderen Hinsicht willen.

Der Verzichtsbegriff ist also kein einfacher. Bedenkt und umgeht man jedoch die hier beschriebenen Fallstricke, so bietet er erhebliche Potenziale. Diese kann er freilich nur dann entfalten, wenn er in analytischer und kontrollierter Absicht eingesetzt und nicht mit seinen alltagssprachlichen oder populär-politischen Fassungen vermischt oder verwechselt wird.

Im Begriff Verzicht steckt auch eine emanzipatorische Komponente: Das verzichtende Subjekt erliegt nicht vollständig dem Prinzip der situativen Lust- oder Bedürfnisbefriedigung, sondern agiert aktiv, abwägend und zukunftsorientiert. Es ist fähig und bereit, Nachteile in Kauf zu nehmen, übt sich in der Fähigkeit der Selbstregulation und geht mit kognitiven und sozialen Dissonanzerfahrungen um (vgl. hierzu klassisch Mischel 2015). Diese ausgesprochen starke Subjektposition ist zweifellos eine prototypische Idealvorstellung, die vielfältige empirische Relativierungen erfahren muss. Askese und Verzicht sind jedoch in der Kulturanthropologie bekannte Optionen, denn anonyme Spenden an wohltätige Organisationen oder andere altruistische Formen der Selbstbeschränkung wären anders kaum erklärbar.

Und auch selbst dann, wenn man in vielen minimalistischen oder genügsamen Alltagspraktiken durchaus Distinktionsgewinne der Akteur:innen identifizieren kann, so bleibt doch das intrinsische Moment der Selbstkontrolle, das als souveräne Geste und ebenso individuell gestaltete wie kulturell gerahmte Leistung wissenschaftliche Aufmerksamkeit verdient.

Theoretisierung: Minimalismus als alltagskulturelle Tauschökonomie

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen möchte ich vorschlagen, Praktiken des Verzichts umfassend als alltagskulturelle Tauschhandlungen zu konzeptionalisieren. Denn trotz der ausgeführten Problematiken kommen verschiedene – wissenschaftliche wie populäre – Autor:innen ebenfalls zu dem Schluss, die sowohl in der Praxis wie im Begriff des Verzichts liegende emanzipatorische Komponente zu betonen. In den vornehmlich geschichtswissenschaftlichen Beiträgen einer 2018 erschienenen »Geschichte des Nicht-Essens« (Aselmeyer/Settele 2018) wird ein derartiges Verzichtskonzept am Beispiel einer ganzen Reihe an Praktiken (etwa Veganismus, Diät, Hungerstreik) sowohl als Selbsttechnik, als politische Strategie und damit auch zugleich als reflektierte Handlung wie als kommunikative Praxis analysiert. Der Mediziner Christian Firus veröffentlichte 2020 einen Band »Was wir gewinnen, wenn wir verzichten« (Firus 2020) und der Psychologe Franz Hochstrasser zielt 2017 mit seiner Formulierung vom »kompensatorischen Verzicht« ebenfalls auf diesen Aspekt: »Gemeint ist ein Verzicht, der zwar als Verlust empfunden werden kann, der jedoch zugleich einen Gewinn hervorbringt« (Hochstrasser 2017: 161). Er führt aus, wie nicht nur Praktiken des Verzichts, sondern Konsumhandeln insgesamt in den allermeisten Fällen von Entscheidungen für und gleichzeitig gegen bestimmte Erfahrungsoptionen geprägt ist, und damit im Sinne einer Abwägung auch einer Logik des Tauschs folgt (vgl. Hochstrasser 2017: 149–162). So banal es klingt: Man kann nicht alles zugleich haben. Jeder Konsumententscheidung entspricht die Auslassung einer anderen Option und jedem Verzicht entspricht ein Zuegwin, wenn auch ggf. auf anderer Ebene.⁶ Hochstrasser kommt in diesem Zusammenhang sogar zu einer gar nicht unbedingt warnend gemeinten

6 Claus Leggewie und Harald Welzer schreiben sogar explizit über »Verzicht als Gewinn« (vgl. Leggewie/Welzer 2001: 176–186).

Aussage von großer Klarheit und Direktheit: »[D]er Weg zur Suffizienz [ist] gespickt mit Verzichten« (Hochstrasser 2017: 160). Ein solcher Satz würde anderen postwachstumsorientierten Autor:innen kaum über die Lippen kommen, doch im Lichte eines komplexen Verzichtsbegriffs verliert diese Aussage ihren Schrecken.

Ich schlage daher vor, minimalistische Praktiken als Verzichtspraktiken vor dem Hintergrund des Paradigmas einer kulturwissenschaftlich informierten Tauschökonomie zu analysieren, die sämtliche Kapitalsorten im Blick hat: ökonomisches Kapital ebenso wie kulturelles, soziales und symbolisches. Diese Liste wäre noch durch weitere Subkategorien wie zum Beispiel das politische, das ethische, das erotische oder das spirituelle Kapital zu ergänzen.⁷ Zudem gilt es, dieses Tauschhandeln in einer zeitlich differenzierten Art und Weise zu analysieren. Es bedeutet einen substanziellen Unterschied, ob es um kurzfristigen Belohnungsaufschub (vgl. hierzu die legendären Marshmallow-Experimente von Walter Mischel [Mischel 2015]) oder eine Praxis des mittelfristigen Ansparens unter Beibehaltung der gleichen Kapitalsorte (zum Beispiel Geld) geht, oder ob in einem mittel- oder langfristigen Sinn auf das eine (zum Beispiel Zucker oder eine Flugreise) verzichtet wird, um etwas ganz anderes (hier: Gesundheit oder ein besseres Klimagewissen) zu erlangen. Kulturwissenschaftlich und psychologisch betrachtet handelt es sich um interessante, gleichwohl komplexe Vorgänge. Wichtig ist mir in jedem Fall, der Ambivalenz und Vielschichtigkeit dieser Vorgänge alltagskulturell informiert gerecht zu werden, und weder – so sollte jetzt deutlich geworden sein – vereinfachend ausschließlich »Verzichtsalarm« (vgl. Folkers/Paech 2020: 179) zu schlagen noch naiv-euphorisch »Verzicht als Gewinn« (vgl. Leggewie/Welzer 2009: 176) zu generalisieren.

Beispiel: PKW-Verzicht

Zur Veranschaulichung möchte ich dies an einem thematischen Beispiel ausführen: der Verzicht auf die Nutzung oder den Besitz eines eigenen Autos. Vordergründig mag es so erscheinen, als ob es bei dieser Frage lediglich dar-

7 Sowohl die Fragen des Tausches, der Reziprozität als auch der Konvertierbarkeit von Kapitalsorten sind an anderer Stelle eingehend theoretisiert worden. Ich verzichte daher hier auf genauere Ausführungen und belasse es beim knappen Hinweis auf Bourdieu 1992 und Hillebrandt 2009.

um gehe, ob ein bestimmtes Mobilitätsbedürfnis befriedigt werden kann. Doch die Dinge sind weitaus komplizierter.

Denn wenn sich jemand dazu entscheidet, statt mit dem Auto mit dem Bus zu fahren, so zieht dies eine ganze Reihe an Konsequenzen und Abwägungen auf unterschiedlichen Ebenen nach sich: Wer mit dem Bus fährt, verzichtet, da nun an Fahrpläne gebunden, auf vollständige zeitliche Selbstbestimmung und auch auf Privatheit, denn im Bus trifft man auf andere Menschen, muss sich mit ihnen arrangieren. Diese Co-Präsenz mit anderen Menschen kann als Komfort-Einbuße erlebt werden, aber auch als Teilhabe am »prallen Leben« und des Unter-Leute-Seins. Zudem muss man sich im Bus weder um die Aufgabe des Fahrens noch der Parkplatzsuche kümmern und kann sich anderen Dingen widmen. Darüber hinaus trägt man keine Verantwortung für die Sicherheit und kann beispielsweise auch in alkoholisiertem Zustand die Strecke zurücklegen. Auf einer übergeordneten Ebene mag einem die Busfahrt als ökologisch sinnvollere Alternative erscheinen und daher ein gutes Gefühl und Gewissen verschaffen, andererseits vielleicht aber auch als beschwerlich oder als Verlust an persönlicher Selbstbestimmung und Freiheit erscheinen. Zumal dann, wenn man ein Ziel anstrebt, das nur schlecht oder gar nicht mit dem ÖPNV erreichbar ist.

Diese Reihe an Erlebnisaspekten ließe sich fast beliebig erweitern. Umso mehr, wenn es sich nicht nur um eine punktuelle, sondern eine grundsätzliche Entscheidung handelt, die mit der gänzlichen Abschaffung des eigenen Autos verbunden ist. Hinzu kommen weitere Faktoren wie Kosten, Wohnsituation und ÖPNV-Angebot, eigener Gesundheitszustand und Transport- bzw. Betreuungsaufgaben für Kinder, gebrechliche oder Menschen mit Einschränkungen, die Verfügbarkeit alternativer Mobilitätsoptionen wie Carsharing, topografische Gegebenheiten, fußläufig verfügbare Infrastruktur etc.

Wie also die Bilanz beim Verzicht auf das Auto im Einzelfall letztlich ausfällt, ist stark von individuellen und situativen Bedingungen abhängig. Die im öffentlichen oder politischen Diskurs oft zu hörenden Hinweise, dass es ja im Wesentlichen nur darauf ankomme, was der Fahrschein koste und ob eine regelmäßige Verbindung bestehe, müssen unter dieser detaillierten alltagskulturellen Perspektive als grob vereinfachend erscheinen. Denn was genau ein Verlust ist und was ein Gewinn, worin also im Detail die Tauschbeziehungen, Wert- und Wahrnehmungsverschiebungen und alltagsweltlichen Abwägungen bestehen, ist denkbar vielschichtig.

Dies alles ließe sich noch unter dem Begriff der Wahl verschiedener alltagspraktischer Optionen zusammenfassen. »Verzicht« als heuristischer Zu-

gang im hier entwickelten Sinne meint hingegen mehr – der Begriff verweist darauf, dass in einem bewussten Akt der Selbstbeschränkung die situative Komfortzone zumindest kurzfristig verlassen wird, diesem Schritt jedoch weitergehende Nutzenerwartungen auf unterschiedlichen Ebenen entgegenstehen. Diese Aspekte können keineswegs pauschal thematisiert werden, sondern erfordern eine präzise Analyse mit Blick auf die je individuelle Situation. Entscheidend ist dabei zusätzlich der Prozesscharakter, also die lebensweltliche Dynamik, die minimalistischen Praktiken zu eigen ist: Was anfänglich durchaus als Einschränkung oder Verlust erlebt wird, kann sich mit der Zeit als neue Normalität oder sogar Gewinn darstellen. Auf der anderen Seite können nach der anfänglichen Euphorie des »Loslassens« von Gegenständen sie irgendwann doch fehlen, die Reduktionsarbeit kann sogar nerven oder lästig werden. Vielleicht verändern sich im Laufe der Zeit Lebensumstände, Prioritäten oder Einstellungen und es keimt wieder der Wunsch nach mehr Besitz und Konsum? Oder, etwas weitergedacht: Vielleicht erscheint ein minimalistischer Lebensstil ja auch insgesamt nur als begrenzte biografische Episode?

Perspektiven: Minimalismus als kulturwissenschaftliche Forschungsaufgabe

Für einen alltagskulturwissenschaftlich-ethnografischen Zugang zum Phänomen Minimalismus ist, so möchte ich resümieren, zunächst einmal wichtig, zwischen den verschiedenen Bezugssystemen, innerhalb derer der Begriff auftaucht, zu unterscheiden. Minimalismus erscheint als Diskurselement und historisch situiertes Konzept, als ästhetisierte Selbst- oder Fremdzuschreibung oder als normativ-moralisch aufgeladene Forderung mit teilweise politischen Implikationen (Weyers 2019, auch Poehls 2012). Es erscheint aber auch als gelebte Praxis des Denkens und/oder Handelns, die teilweise öffentlich als solche präsentiert wird, teilweise jedoch auch einfach still und privat stattfindet, sogar ohne überhaupt als solche bezeichnet zu werden. Alle diese Varianten und Kontexte sind kulturwissenschaftlich interessant und stehen in Bezug zueinander, sollten analytisch jedoch möglichst voneinander getrennt werden. Insbesondere in Bezug auf die letztgenannte Variante »Minimalismus als gelebte Alltagspraxis« können ethnografische Methoden ihr Potenzial besonders gut entfalten.

Für die Interpretation der Erhebungen habe ich ein agency- und akteursorientiertes Verständnis des Verzichtsbegriffs vor dem Hintergrund

eines weiten kulturwissenschaftlichen Tauschparadigmas vorgeschlagen. Auch wenn – wie oben ausgeführt – andere terminologische Zugänge wie »Reduktion«, »Genügsamkeit«, »Begrenzung« oder »Loslassen« im Kontext minimalistischer Praktiken durchaus in Frage kommen und von den Akteur:innen auch selbst genutzt werden, so scheint mir ein differenziert entwickelter Verzichts begriff hierfür doch besonders ergiebig. Denn Minimalismus erscheint in dieser Perspektive als emanzipatorischer und komplexer Antwortversuch der handelnden Akteur:innen auf subjektive Herausforderungen des je eigenen Konsumverhaltens. Er weist jedoch in seinem transformatorischen Potenzial weit über die rein sachkulturelle Ebene hinaus und kann als prozessuale Form der aktiven Arbeit an Denk- und Handlungsschemata verstanden werden. Wichtig ist dabei, auch die historische Dimension fernab aktueller Benennungen und Zuschreibungen im Blick zu behalten. Denn all die Praktiken, die derzeit mit anglizistisch-zeitgeistig artikulierten Begriffskaskaden wie *reduce, reuse, refuse, recycle, rethink* o. ä. propagiert werden, haben in Form von Verfahren des Reparierens, Sparens, Selbermachens oder Umnutzens eine kulturhistorische Vorgeschichte und sind nach wie vor weit verbreitet (vgl. Grewe 2017: 63–71). Natürlich kennen diese Praktiken milieumäßige und sozioökonomische Situierungen und generationale Zuordnungen: Ärmere Menschen sind stärker auf solche Techniken angewiesen als wohlhabende und für die Kriegs- und Nachkriegsgeneration waren dies alles keine Lifestyle-Entscheidungen, sondern notwendige Überlebensstrategien. Und natürlich ergeben sich daraus für das – wie oben ausgeführt – äußerst bedeutsame Freiwilligkeitskriterium erhebliche Unterschiede.

Gleichwohl gibt es viele Menschen, die in ihren jeweiligen Lebensbezügen seit vielen Jahren ressourcenschonend oder genügsam leben. Sie tun dies weder aus schierer ökonomischer Not noch investieren sie in die sozial-mediale Selbstdarstellung als »Minimalist:innen«. Sie schneiden gewohnheitsmäßig seit langer Zeit Kleidung aus alten Stoffen selbst, nähen sie um oder reparieren sie bei Bedarf. Sie tun dies, weil sie es können, es ihnen sinnvoll erscheint, es ihnen vielleicht sogar Spaß und Befriedigung verschafft, und nicht etwa, weil sie sich keine neuen Kleider leisten könnten oder erst jüngst einem aktuellen DIY- oder Minimalismus-Trend folgen würden.

Auch jene wären alltagskulturwissenschaftlich betrachtet als »Minimalist:innen« durchaus von ethnografischem Interesse, vielleicht sogar in einem noch viel größeren Ausmaß als die zahlenmäßig vergleichsweise kleine urbane Elite, die sich daraus Distinktionsgewinne erhofft oder bisweilen sogar

ein Geschäftsmodell zu machen versucht. Die Autorin Anna Mayr, selbst in Hartz-IV-Verhältnissen aufgewachsen, bringt diesen Aspekt in einem Radio-interview auf den Punkt:

»Ich sehe das viel, in meinem Umfeld gibt es viel Konsumkritik, viel Kritik generell an der Art und Weise, wie wir leben. Ich glaube, dass man sich da ja auch eine Identität drauf aufbaut, aus seiner eigenen Konsumkritik, aus dem veganen Leben, aus dem bewussten Leben, aus dem minimalistischen Leben. Aber gleichzeitig denkt man dann eben oft nicht daran, dass, wenn man nur hundert Dinge besitzt, dass das häufig Dinge sind, die sehr, sehr teuer sind, wohingegen ein armer Mensch oft 30.000 Dinge besitzt, die aber alle kaputt sind. Ich glaube, man will das nicht sehen, weil man dann ja seine eigene Identität infrage stellen müsste, sein eigenes Konsumieren und das, was man von sich selber so hält.« (Mayr/von Billerbeck 2020)

Diese Nebenbemerkung soll die mediale und alltagskulturelle Bedeutung der neuen und jungen minimalistisch inspirierten Akteur:innen weder schmälern noch in Abrede stellen. Aber mir liegt daran, den ethnografischen Blick zu weiten. Einerseits im Hinblick auf die Breite des Phänomens Minimalismus: Es mag auch und gerade dort zu entdecken sein, wo nicht aufgeregt mit diesem Begriff hantiert wird. Andererseits – und darauf zielt dieser Beitrag ganz wesentlich ab – im Hinblick auf die Tiefe des Phänomens: Die Variationsbreite und Differenziertheit, mit der jeweilige Motivationslagen, Formen, Praktiken, subjektive Gewinne, Verluste, Verzichte oder Hoffnungen und Erwartungen zu beschreiben sind, ist denkbar groß. Hier warten noch viele erhellende Detailstudien und Fallanalysen, die weit über Schlagworte wie Nachhaltigkeit oder »neue Einfachheit« hinausgehen.

Literatur & Quellen

- Aselmeyer, Norman / Settele, Veronika (2018): Geschichte des Nicht-Essens. Verzicht, Vermeidung und Verweigerung in der Moderne. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Bönisch-Brednich, Brigitte (2002): Der Manufactum-Katalog. Museale Objekte und Modernes Einkaufen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98. 151–165.
- Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA.

- Derwanz, Heike (2015): Die diskursive Konstruktion des »Weniger«. Vom Voluntary Simplicity Movement zum Minimalismus. In: Tauschek, Markus / Grewe, Maria (Hg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt a. M. / New York: Campus. 181–204.
- Firus, Christian (2020): Was wir gewinnen, wenn wir verzichten. Ostfildern: Patmos.
- Folkers, Manfred / Paech, Niko (2020): All you need is less. Eine Kultur des Genug aus ökonomischer und buddhistischer Sicht. München: oekom
- Fröhndrich, Sandra (2020): Autorenduo Paech und Folkers wirbt für Selbstbeschränkung. https://www.deutschlandfunk.de/weniger-ist-immer-noch-genug-autorenduo-paech-und-folkers.1310.de.html?dram:article_id=480173 [zuletzt abgerufen am 04.03.2021].
- Fugmann, Haringke (2017): Aufräumen als heilige Handlung. Zum weltanschaulichen Hintergrund des Bestsellers »Magic Cleaning« von Marie Kondo. (EZW-Texte 252). Berlin: EZW.
- Giger, Andreas (2004): Der Simplify-Trend. http://www.gigerheimat.ch/wort_e/simplify.html [zuletzt abgerufen am 04.03.2021].
- Grewe, Maria (2017): Teilen, Reparieren, Mülltauchen. Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss. Bielefeld: transcript.
- Gronemeyer, Reimer (1998): Die neue Lust an der Askese. Berlin: Rowohlt.
- Helbig, Julia Susann (2015): Minimalismus zwischen Downshifting und Konsumverzicht – Eine volkskundliche Studie auf Basis qualitativer Interviews. (Unveröff. Masterarbeit, Universität Hamburg).
- Heimerdinger, Timo (2020): Verzicht – eine Reizvokabel im Diskursklima des Klimadiskurses. In: Kuckuck 35/2, 74–76.
- Hillebrandt, Frank (2009): Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität. Wiesbaden: Springer.
- Hochstrasser, Franz (2017): Dem Übermaß mit Maß begegnen. Essays über Konsum, Verzicht und Genügsamkeit. München: oekom.
- Horn, Christoph (1998): Antike Lebenskunst. Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern. München: Beck.
- Klößner, Joachim (2018): Der kleine Minimalist. Praktische Erfahrungen für ein befreites, glückliches Leben. Salzburg/München: ecowin.
- Leggewie, Claus / Welzer, Harald (2011): Das Ende der Welt, wie wir sie kennen. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie. Frankfurt a. M.: Fischer.

- Linz, Manfred (2004) Weder Mangel noch Übermaß. Über Suffizienz und Suffizienzforschung. (Wuppertal Papers 145). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-200911021828> [zuletzt abgerufen am 25.05.2021].
- Macho, Thomas (2005): Neue Askese? Zur Frage nach der Aktualität des Verzichtes. In: Schmid, Wilhelm (Hg.): *Leben und Lebenskunst am Beginn des 21. Jahrhunderts*. München: Fink. 39–53.
- Marczinske, Katja (2017): Joachim Klöckner und die drei Qualitäten des Minimalismus. http://www.netz-knuepferei.de/joachim-kloeckner_minimalismus/ [zuletzt abgerufen am 18.01.21].
- Mayr, Anna (2020): *Die Elenden. Warum unsere Gesellschaft Arbeitslose verachtet und sie dennoch braucht*. Berlin: Hanser.
- Mayr, Anna / von Billerbeck, Liane (2020): Verzicht muss man sich leisten können. Anna Mayr im Gespräch mit Liane von Billerbeck. [https://www.deutschlandfunkkultur.de/armut-und-konsumkritik-verzicht-muss-man-sich-leisten.1008.de.html?dram:article_id=489535] [zuletzt abgerufen am 15.03.21].
- Mischel, Walter (2015): *Der Marshmallow-Effekt. Wie Willensstärke unsere Persönlichkeit prägt*. München: Pantheon.
- Paech, Niko (2012): *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. München: oekom.
- Poehls, Kerstin (2012): Weniger Wollen. Alltagswelten im Kontext von »Krise« und Post-Wachstums-Debatte. In: *Volkskundlich-Kulturwissenschaftliche Schriften: Vokus 22/2*, 5–18.
- Rosales, Carolin (2020): Verzicht muss man sich leisten können. <https://www.zeit.de/zeit-magazin/leben/2020-01/minimalismus-marie-kondo-aesthetik-selbstinszenierung-snobismus> [zuletzt abgerufen am 04.03.2021].
- Schlaefli, Samuel (2015): Ich minimiere, also bin ich. In: *Magazin Greenpeace 2/2015*, 10–20.
- Schmelzer, Matthias / Vetter, Andrea (2019): *Degrowth/Postwachstum zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Stoll, Ingo / Klöckner, Joachim (2019): *Minimalismus – Reduzierung auf das Wesentliche*. Podcast. <https://ingostoll-audiografie.de/motcast/077> [zuletzt abgerufen am 04.03.2021].
- Strebing, Verena (2019): Von Farbfächern und Standardkombinationen. Alltagspraktiken im Rahmen von Capsule Wardrobe. In: *Kuckuck 34/2*, 40–43.
- Traube, Klaus (1979): *Wachstum oder Askese? Kritik der Industrialisierung von Bedürfnissen*, Reinbek: Rowohlt.

- Trends der Zukunft (2018): Wahrer Luxus: Dieser Mann besitzt nur 50 Dinge – und fühlt sich frei und zufrieden. <https://www.trendsderzukunft.de/wahrer-luxus-dieser-mann-besitzt-nur-50-dinge-und-fuehlt-sich-frei-und-zufrieden/> [zuletzt abgerufen am 04.03.2021].
- von Weizsäcker, Carl Friedrich (1981 [1978]): Gehen wir einer asketischen Weltkultur entgegen? In: Ders.: Deutlichkeit. Beiträge zu politischen und religiösen Gegenwartsfragen. München: dtv. 56–86.
- Weyers, Ophelia (2019): Die Last der Dinge. Ein Leben mit möglichst wenig Besitz. In: Hinrichsen, Jan / Scheer, Monique (Hg.): *Forme(l)n des guten Lebens. Ethnographische Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral*. Tübingen: TVV. 75–91.
- Winkler, Joachim (2000): Askese bei Aldi? Zur Logik von Distinktion und Askese in der Gegenwartsgesellschaft. In: Hettlage, Robert / Vogt, Ludgera (Hg.): *Identitäten in der modernen Welt*. Wiesbaden: Springer. 313–326.